Gott und Naturwissenschaft!

Irrthum und Wahrheit

von

A. v. Hartmann.

Motto: Ich habe den Himmel überall durchforscht, aber nirgends die Spur Gottes gefunden.
Lalande.

Gott und Naturwissenschaft,

Irrthum und Wahrheit!

Von

A. v. Hartmann.

Motto: Ich habe den Himmel überall
durchforscht, aber nirgends die
Spur Gottes gefunden.
Lalande.

Halle a/S.
Verlag von A. Erlecke.
1872.

V o r w o r t.

Wenn wir hiermit diese kleine Abhandlung dem Publikum übergeben, so geschieht es nicht in der Absicht, auf ein System Anspruch zu erheben, noch in der Meinung, als wäre nicht Alles, was wir hier sagen, schon weit besser vor uns gesagt worden; sondern wir bezwecken damit nur eine weitere Verbreitung der Kenntnisse und Erfahrungen, die uns das Studium der Natur verschafft hat, unter dem Publikum, damit es endlich Tag werde in den Köpfen jener Armen, die bisher willenlose Sklaven in der Hand derer waren, die sich in heuchlerischer Bescheidenheit „Diener Gottes" nennen, dabei aber als die eigentlichen Herren der ganzen Welt auftreten.

Sollten wir diesen Zweck, den der Herr Verleger durch billigste Preisstellung nach Mög=

lichkeit zu unterstützen bereit gewesen ist, auch nur einigermaßen erreichen, so würden wir uns hoch befriedigt fühlen.

Berlin, Ende Juni 1872.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil.

Druck von E. Karras in Halle.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Definition des Atheismus.

Wenn wir, geneigter Leser, an die Frage, ob es einen Gott giebt, dessen allmächtiger Hand wir als willenloses Stäubchen preisgegeben wären, herantreten, ist es nöthig, uns zuerst klar zu machen, was denn eigentlich „Atheismus", jenes vielgebrauchte Wort, bedeutet. Es wird von vielen Seiten behauptet, man könne keine wirkliche Definition des Wortes geben, da es kein in sich abgeschlossener, selbständiger Begriff sei, sondern seine Bedeutung nur durch die Religion erhielte. Dies ist aber durchaus nicht wahr. Atheismus ist nämlich nicht, wie jene Leute behaupten, einfach die Verneinung des Daseins Gottes, sondern vielmehr die Behauptung, daß der Mensch nur *ein* Erkenntnißmittel habe, nämlich seinen Verstand (im weitern Sinne) nicht aber, wie gesagt wird, auch noch den Glauben. Da nun diese Lehre in dem

Streite über Gottes Dasein ihren wichtigsten Gegenstand findet, nennt man sie danach Atheismus, welches Wort griechisch ist, und aus ἀ einer verneinenden Vorsilbe und θεος Gott, gebildet ist.

In neuerer Zeit, nämlich seitdem die Naturwissenschaften so große Fortschritte gemacht haben, daß sie ohne alle weiteren Hilfsmittel allein schon die Wahrheit des Atheismus dargethan haben, nennt man denselben wohl auch Materialismus, nach der Behauptung der Naturforscher, daß es nur Körper (Materie) nicht aber Geister (also auch keinen Gott, der ja ein reiner Geist sein soll) gebe. Das Nähere ist im Kapitel 4 zu vergleichen.

Wenn wir in dieser kleinen Abhandlung von Materialismus und Materialisten reden, so fassen wir sie eben im naturwissenschaftlichen Sinne auf, nicht in jenem schlechten, in dem man wohl auch Wollüstlinge und Schwelger Materialisten zu nennen pflegt. In unserm Sinne sind nun heutzutage Atheismus und Materialismus ganz gleichbedeutend geworden, da wir nichts mit jenen Atheisten zu thun haben wollen, die nur aus Furcht vor einstiger Vergeltung oder gar aus Erschlaffung ihres Lebensmuthes, aus Verzweiflung an ihrer socialen Stellung Gott leugnen. Nur wer aus wissenschaftlichen Gründen von dem Nicht-Dasein Gottes überzeugt ist, gilt als ein wahrer Atheist und ist nothwendiger Weise zugleich Materialist, da eben nur der Materialismus eine solche wissenschaftliche

Ueberzeugung zu geben im Stande ist. Jene oben charakterisirten Gottesleugner leugnen aus Feigheit, wir aber aus wissenschaftlichen Gründen.

Zweites Kapitel.

Die verschiedenen Religionssysteme und ihre Beweise für Gottes Dasein.

Von der Masse der bestehenden Religionssysteme wollen wir hier nur auf den Katholicismus, den Protestantismus, den Kalvinismus und den Islam eingehen, da die übrigen Religionen theils ihre Bedeutung verloren, theils überhaupt nie eine entscheidende Stellung zu unserer Frage genommen haben. Wie Wenige finden sich z. B. noch, die den mosaischen Glauben in seiner alttestamentlichen Form bewahrt haben und heute noch die Ankunft des Messias mit demselben Eifer erwarten, als ihrer Zeit die Patriarchen! — Und wer fände sich wohl, der unsern Ausführungen kein Gehör schenken wollte, weil wir weder die englische Hofkirche, noch die amerikanischen Secten berücksichtigt haben?

Vielmehr beginnen wir hier sofort mit den beiden Confessionen, die die Hauptvertreter der christlichen Religionen genannt werden können und gehen dann auf die beiden fatalistischen (Schicksals-) Religionen über.

Beide Confessionen setzen das Dasein Gottes voraus, sie beweisen es nicht, sondern fangen ganz einfach gleich an, die Eigenschaften Gottes zu behandeln. Sie nehmen also den Glauben an Gott als eine Voraussetzung, als einen Grundstein an, ohne den sie nicht weiter bauen könnten. Ohne Zweifel ist nun aber diese Frage die wichtigste in der ganzen Glaubenslehre, mit der alles Uebrige von selbst wegfällt. Es lohnte sich also wohl der Mühe, diesen Satz nicht mit so apodictischer Gewißheit hinzustellen, sondern ihn lieber erst zu beweisen; doch thut man dies nicht. Führen wir einige Beispiele an. Schlagen wir zuerst den kleinen Katechismus Luthers auf, so finden wir am Anfange das erste Gebot erläutert: „Ich bin der Herr, dein Gott ꝛc." Wir werden also auf die Bibel verwiesen (siehe unten) und in dem folgenden Abschnitte, Seite 5, heißt es: „Ich glaube an Gott, den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden." Hier wird also an den Glauben appellirt. Aehnlich in dem katholischen Katechismus von Lorinser (Diöcese Breslau) lautet die erste auf Gott bezügliche Frage (4. Lection, 2. Frage) Was ist Gott? und giebt die Antwort: Gott ist das allerhöchste Wesen, das keine menschliche Zunge erklären kann. Auch hier wird also das „Dasein" vorausgesetzt und nur das Wesen näher beleuchtet. Um noch eine größere Dogmatik anzuführen, finden wir in dem Compendium von Bischof Konrad Martin (zweiter Theil

§ 2 „Gottes Dasein") „Gottes Dasein ist die Grundwahrheit der Religion, denn auf sie stützt sich die ganze Religion. Diese „Wahrheit" wird jedoch nicht erst durch die übernatürliche Offenbarung gelehrt oder erkannt, sondern die übernatürliche Offenbarung setzt sie vielmehr als schon durch das natürliche Licht der Vernunft erkannt oder erkennbar voraus."

Was nun das Verweisen auf die Bibel anbelangt, so hilft uns dies nichts, sondern bringt uns in denselben Kreislauf hinein, da sie bekanntlich mit den Worten: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde" beginnt, also auch einfach an den Glauben appellirt. Freilich erzählt sie uns später von sichtbaren Offenbarungen Gottes, z. B. dem Abraham (1. Mos. 17, 1. 7) und besonders auf dem Sinai (2. Mos. 18—20); allein erstens lehrt uns die Geschichte, wie wenig Glauben solchen alten Zeugnissen zu schenken sei (z. B. an den 7 Königen Roms, deren Geschichte, obwohl nicht so weit zurückliegend, sich erst in den letzten Jahrzehnten als Fabel erwiesen hat), zweitens ist die Echtheit der Bibel selbst schon vielfach mit Erfolg angegriffen worden, so daß es wohl Keinem mehr einkommt, die Geschichtserzählungen der Bibel als unleugbare Wahrheiten zu betrachten, worauf wir uns leider aus Mangel an Raum hier nicht weiter einlassen können, und drittens lassen sich solche persönliche Erscheinungen nur

zu leicht aus der glühenden, leicht erregbaren Phantasie der morgenländischen Bevölkerung erklären, ja müssen aus ihr erklärt werden, da es von einem allgerechten Gotte doch zu seltsam wäre, daß er unsern Vorfahren vor 2000 und mehr Jahren häufig erschienen sei, uns aber diesen Vortheil nicht gewähren, sondern uns ganz einfach auf die Erzählungen jener Offenbarungen verweisen wollte.

Wenn wir nun die Vorstellungen etwas näher ins Auge fassen, die sich das Christenthum von Gott macht, so finden wir, daß dieselben durchweg menschliche sind. Man denkt sich Gott eben heute fast noch ebenso, wie die alten Griechen und Römer sich ihre Götter dachten, nämlich mit menschlichen Eigenschaften ausgestattet, die die christliche Gelehrsamkeit freilich besser zu idealisiren verstanden, als der in dieser Beziehung etwas mehr als naive Homer. Macht, Gerechtigkeit, Güte 2c. sind menschliche Eigenschaften, die man über das menschliche Niveau dadurch zu erheben suchte, daß man ihnen das verallgemeinernde, erweiternde „all=" vorsetzte. Aber eben weil diese Begriffe dadurch über den menschlichen Horizont hinausstreiften, erhob sich schon frühzeitig ein großer Streit unter den Theologen, wie sie wohl eigentlich aufzufassen seien, z. B. ob Gott wirklich unmittelbar jeden einzelnen kleinen Vorfall veranlasse und regele, oder ob dergleichen schon von Anbeginn der Welt vorausbestimmt sei. Nahm man das erstere an, so muthete

man Gott doch wohl mehr zu, als trotz seiner Allmacht möglich sein würde, hielt man sich an das letztere, so verfiel man damit in die Prädestinationstheorie, von der man doch im Principe nichts wissen wollte. Wie sehr man übrigens mit diesen Begriffen in die Brüche gerieth, beweist zum Beispiel die Collision der Allgerechtigkeit Gottes mit dem Satze: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“ Wenn diese Art von Gerechtigkeit auch vielleicht zu der Strenge der mosaischen Gesetzgebung paßt, so verletzt sie doch zu sehr unser modernes Gerechtigkeitsgefühl und harmonirt vollends gar nicht mit der Allgüte und Allbarmherzigkeit, die Gott nichtsdestoweniger auch zugeschrieben wird.

Wir kommen nun zu den beiden Schicksalsreligionen, nämlich der calvinistischen und dem Islam. Der geneigte Leser schüttelt vielleicht den Kopf über diese Zusammenstellung, indessen ist die Prädestinationstheorie, die beide Religionen beherrscht, eine so tief greifende, Alles modificirende Ansicht, daß nach unserer Meinung der Calvinismus dem Islam näher, als den oben behandelten Religionen steht. Wir können uns hier kürzer fassen, indem das Dasein Gottes in beiden Religionen ganz ebenso vorausgesetzt wird, als in den oben behandelten. Es kann uns also hier nur auf die Erörterung der Frage ankommen, wie ver-

trägt sich der Glaube an Gott mit der Vorherbestimmungslehre und welche Consequenzen sind daraus zu ziehen? Der Fatalismus besteht in dem Grundsatze, daß das Schicksal eines jeden Menschen von Anbeginn der Welt auf das Genaueste geregelt und vorherbestimmt ist, so daß dasselbe durch keinerlei Thun oder Lassen des Menschen selbst modificirt werden kann. Von einer Allbarmherzigkeit und Allgüte Gottes kann hier also keine Rede sein, obwohl diese Eigenschaften wenigstens für den Calvinismus in der Bibel klar ausgesprochen sind. Ebenso wenig kann eine Allgerechtigkeit vorhanden sein, sobald Alles auf Vorherbestimmung beruht. Die Lehrthätigkeit Christi, die Bestrebungen Muhameds waren überflüssig, da ja Niemand nöthig hat, sich um Gnade zu bemühen, und nach Heiligung zu streben. Was nützt denn das Frommsein für den, der für die ewige Höllenstrafe vorherbestimmt ist, und weshalb sollte man sich die Genüsse und Gelüste dieser Welt versagen, da man doch trotz all dessen zu den ewigen Freuden gelangt, wenn man einmal dazu vorherbestimmt war? Einen lebendigen, selbständigen Gott neben dieser Vorherbestimmungslehre anzunehmen, erweist sich also als Thorheit, höchstens verträgt sich damit eine unselbständige, blinde Weltregierung, die auf ihre festen Bahnen eingeschränkt, die Menschen nach dem Prinzipe der Ordnung beherrscht und ihre Bewohner für Himmel und Hölle wohl abgezählt in Bereitschaft hält.

Wir glauben, wenn auch in gedrängter Kürze, so doch genügend dargethan zu haben, daß die bestehenden Religionssysteme uns weder einen Beweis für das Dasein Gottes geben, noch auch überhaupt mit dieser Lehre und ihren Consequenzen vereinbar wären.

Wenden wir uns daher zu den Philosophen, jenen Männern, die da geforscht haben, ob außerhalb der Offenbarung Beweise für Gottes Dasein zu finden sind, oder, ob vielmehr die Forschung Beweise für das Gegentheil biete.

Drittes Kapitel.

Stellung der Philosophie zu unserer Frage.

Da die vielgöttrigen Religionsformen sich vor einer prüfenden Kritik schon früh unhaltbar zeigen und auf allen höheren Bildungsstufen dem Cultus eines Gottes (Monotheismus) weichen, so hat in der philosophischen Behandlung des Monotheismus vor allem die Frage nach der Möglichkeit eines Beweises für das Dasein Gottes die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Man hat versucht, dieses Dasein entweder aus bloßen Begriffen oder aus der Erfahrung abzuleiten. Das erstere Verfahren führt zu dem Beweise, der darauf beruht, daß der Begriff Gottes als des vollkommensten Wesens das Dasein als eine

Vollkommenheit einschließe, und dieser Beweis genoß, seitdem Augustinus ihn angedeutet, Anselm v. Canterbury ihn aufgestellt und Cartesius und Leibnitz ihn weiter entwickelt hatten, bis auf Kant eines großen Ansehens. Jedoch haben sowohl Gassendi als namentlich Kant darauf hingewiesen, daß das Dasein an und für sich keine Eigenschaft, folglich auch keine Vollkommenheit sei und also auch nicht aus dem Prinzipe der höchsten Vollkommenheit allein gefolgert werden könne, übrigens aber auch der bloße Begriff das Dasein niemals verbürge. Die Beweise, welche an die Erfahrung anknüpfen, sind, der sogenannte kosmologische, der von der Welt als der Gesammtheit des Bedingten eine Ursache für sich Fordernden auf Gott als das Unbedingte und die absolute Ursache aller Dinge schließt. 2. Der sogenannte physiko-theologische, der aus der Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit der Natur und ihrer Einrichtung das Dasein eines den Zweck als solchen kennenden und wollenden Wesens folgert. Diese beiden Beweise werden von uns ihre Widerlegung in dem nächsten Kapitel finden, während wir uns hier darauf beschränken, anzuführen, daß sie, da sowohl dem einen, wie dem andern etwas an der vollen Strenge eines logischen Beweises fehlt, auch Kant nicht genügten, der die Ueberzeugung von dem Dasein Gottes dadurch zu begründen versuchte, daß er dieselbe als etwas hinstellte, das mit dem Bewußtsein des Sittengesetzes mit-

gesetzt sei, und dies ist der sogenannte moralische Beweis, den Kant selbst aber nicht einen Beweis, sondern eine sittlich nothwendige Voraussetzung (Postulat) der praktischen Vernunft nannte. Auch dieser Versuch wird nur solange beibehalten werden dürfen, als nicht in der Natur selbst sicht- und greifbare Thatsachen dagegen sprechen. Daß aber schließlich der früher sogenannte geschichtliche Beweis aus der Allgemeinheit des Glaubens an Gott in ein göttliches Wirken kein Beweis sei, geht schon daraus hervor, daß jeder Beweis für das Dasein Gottes ein Versuch sein muß, nicht den subjectiven Glauben an Gott, sondern die Nothwendigkeit der Annahme darzulegen, daß dieser subjectiven Gewißheit und Ueberzeugung etwas objectiv Thatsächliches entspreche.

Wenden wir uns, nachdem wir so die verschiedenen Beweisversuche für das Dasein Gottes beleuchtet haben, zu unserm sittlichen und naturwissenschaftlichen Beweise gegen das Dasein Gottes.

Zweiter Theil.

Viertes Kapitel.

1. Gott wird von den Theologen als reiner Geist geschildert.

Während sich die Griechen, Römer und die übrigen Culturvölker des Alterthums unter ihren Göttern Wesen vorstellten, die zwar mit höheren Vollkommenheiten und Kräften des Geistes und Körpers ausgerüstet wären, aber im Wesentlichen doch ihrer äußeren Erscheinung nach den Menschen vollkommen glichen, stellt das Christenthum das Dogma auf, daß Gott ein reiner Geist, folglich an keinerlei Stoff oder Materie gebunden sei. Ohne uns weiter um das unerklärliche Dilemma zu bekümmern, in das die Theologen dadurch gerathen, indem sie diesen reinen Geist einen „persönlichen Gott" nennen, wenden wir uns vielmehr sogleich zu der Betrachtung, ob es wohl einen „reinen Geist", d. h. eine reine Kraft geben könne. „Die Kraft ist kein stoßender „Gott, kein von der stofflichen Grundlage getrenntes „Wesen der Dinge, sie ist des Stoffes unzertrennliche, „ihm von Ewigkeit innewohnende Eigenschaft." Und

ferner: „Eine Kraft, die nicht an den Stoff gebun-„den wäre, die frei über dem Stoffe schwebte, ist „eine ganz leere Vorstellung.“ So spricht Moleschott, der berühmte Naturforscher und wenn derselbe diese Worte auch nur im Allgemeinen ausgesprochen hat, ohne sie speciell auf unsere Frage zu beziehen, so finden dieselben doch, wie wir sehen werden, ihre passendste und richtigste Anwendung auf dieselbe. Soweit nämlich das Auge des Forschers, das Fernrohr des Astronomen, das Mikroskop des die kleine Schöpfung durchwandernden Naturkundigen reichen, und sie reichen heute fast überall hin, läßt sich nirgends eine vom Stoff gesonderte Kraft entdecken, überall finden wir „Kraft“ und „Stoff“ vereinigt. Die Kraft ist nämlich nichts Selbständiges, nichts in sich oder auf sich Beruhendes, sondern nur eine Eigenschaft des Stoffes. Magnetismus z. B. ist nicht etwas selbständig und getrennt vom Eisen, Nickel, Kobald Bestehendes, sondern nur eine Eigenschaft dieser Stoffe, ohne die wir den Magnetismus sicher nie kennen gelernt hätten, da er ohne sie eben nicht existirt hätte. Was sollen wir uns zum Beispiel unter Schwere denken, ohne diesen Begriff mit irgend einem Körper zu verbinden, der diese Eigenschaft besitzt! „Wie hätte eine Kraft existiren können,“ ruft Büchner, der gelehrte Verfasser von „Kraft und Stoff“ aus, „welche nicht an dem Stoffe selbst in Erscheinung tritt, sondern denselben willkürlich und

nach individuellen Rücksichten beherrscht." Wo wäre denn diese „Kraft", dieser reine Geist vor Erschaffung der Welt gewesen? Was hätte er ferner vor dieser Zeit gethan? „Eine Kraft, die sich nicht äußert," sagt Büchner, „kann nicht existiren, oder doch bei unserm Denken in keiner Weise in Rechnung gezogeu werden."

Und kann eine Eigenschaft, für die kein Träger vorhanden ist, die von absolut Nichts besessen wird, überhaupt existiren? Die Kraft ist aber nicht mehr und nicht weniger als eine Eigenschaft, eine Eigenschaft des Stoffes, an dem sie sich also auch allein äußern kann. Beide ergänzen und bedingen sich gegenseitig, sie setzen sich gegenseitig voraus, und gehen mit einander unter.

Die Herren Theologen werden uns freilich erwiedern: Wir geben Euch ja zu, daß eine Kraft nicht ohne einen Stoff, zu dem sie gehöre, existiren könne (die Herren müssen es eben zugeben, früher haben sie sich lange genug auch gegen diesen Grundsatz gesträubt), allein, was hat dieser Euer Grundsatz mit unserm allmächtigen, höchst persönlichen Gott zu thun? Wir antworten darauf Folgendes: Euer „Gott" ist nichts weiter als ein anderer Name, sonst sind wir versucht zu sagen, ein personificirender Name für „Kraft". Da nun aber dieser Gott allmächtig sein soll, muß er alle uns bekannten Naturkräfte in sich enthalten, oder vielmehr er muß

aus einer Vereinigung aller dieser Kräfte bestehen. Dann wäre er nach menschlichen Begriffen, d. h. nach den Grundsätzen der Vernunft und nach den Naturgesetzen allerdings allmächtig. Diese Summe von Kräften kann aber nur dann existiren, wenn sie an die Summe aller Stoffe gebunden wäre, würde also schließlich ein Gott werden, wie ihn sich Fechner, der philosophische Naturforscher vorstellt, indem er sagt: „Gott als Totalität des Seins und Wirkens hat keine Außenwelt mehr außer sich, kein Wesen sich äußerlich mehr gegenüber, er ist der Einzige und Alleinige, alle Geister regen sich in der Innenwelt seines Geistes, alle Körper in der Innenwelt seines Leibes, rein kreist er in sich selbst, wird durch Nichts von Außen mehr bestimmt, bestimmt sich rein aus sich, in sich, indem er aller Existenz Bestimmungsgründe einschließt." Wem diese Phrasen klar sind, möge sich glücklich schätzen, wir entbehren leider der logischen Schärfe, um in diese geniale Definition eindringen zu können. Besonders ist uns unerfindlich, wie neben dieser Definition noch ein persönlicher Gott sich denken läßt, welche Eigenschaft Fechner aber ausdrücklich seinem Machwerk auch noch zuschreibt. Wir kommen also zu unserer Behauptung zurück: Als reiner Geist, d. h. gesondert von jedwedem Stoff kann Gott nicht existiren. Ob es aber einen Gott giebt, der irgend einem Stoffe, oder allen Stoffen innewohnt, wollen wir im nächsten Kapitel sehen.

Fünftes Kapitel.

2. Wenn Gott irgendwie an irgend welche Materie geknüpft wäre, müßte er irgendwo zu finden sein.

Der nächstliegende Gedanke, der uns zuerst aufstößt, ist wohl der, daß eben die einzelnen Kräfte, die wir als den Stoffen innewohnende Eigenschaften kennen gelernt haben, Ausflüsse, Erscheinungsformen der Gottheit seien. Gott selbst wäre dann gleich der Summe aller Kräfte, fände sich also durch alle Stoffe hindurch verbreitet und wäre vielleicht mit dem schönen Namen „Weltseele" zu belegen. Allein außer den im vorigen Kapitel dieser Hypothese entgegengestellten Einwendungen ergeben sich auch noch folgende Bedenken und Unmöglichkeiten: a) die Wissenschaft hat acht verschiedene den einzelnen Stoffen in verschiedener Menge und Vertheilung innewohnende Kräfte nachgewiesen, nämlich Schwere, mechanische Kraft, Elektricität, Magnetismus, Licht, Wärme, Adhäsion, Cohäsion. Nicht jede dieser Kräfte findet sich in jedem Stoffe, vielmehr sind es besonders Elektricität und Magnetismus, die sich nur in den verhältnißmäßig allerwenigsten Stoffen finden. Daraus ergiebt sich, daß eine Kraft nur dann einem Stoffe beiwohnen kann, wenn seine kleinsten Theile

(Atome, Moleküle) sich nach gewissen chemischen und physischen Bedingungen zu einander verhalten. Z. B. wenn nicht durch zweckmäßige Ernährung des Körpers dem Blute immer neue Stoffe zugeführt werden, aus denen es in der gehörigen Art die Muskelfasern der Arme, Beine rc. aufzubauen im Stande ist, kann von mechanischer Kraft in denselben keine Rede sein. Wir sehen also, daß die Kräfte willenlos durch die Stoffe bedingt sind, sie sind vorhanden, sobald sich die Stoffe in der geeigneten Zusammensetzung und chemischen Differenz befinden, sie fehlen, wenn diese Bedingungen nicht erfüllt sind. Von einem Vorhandensein-Wollen oder Nichtwollen ist gar keine Rede, die Kräfte haben eben keinen Willen. Kann Angesichts dieser Thatsachen von einem Gott die Rede sein?

b) Die Kräfte ruhen nie, sondern sind in einem fortwährenden Kreislauf begriffen. Ein Beispiel wird dies am anschaulichsten machen: Die Sonnenwärme wird von den Pflanzen eingezogen und verschwindet in ihrer früheren Form, tritt aber bald durch größeres Wachsthum rc. wieder zu Tage. Die Pflanzen sterben ab, und verwandeln sich während vieler Jahrtausende durch chemische Zersetzung in Steinkohle, die durch menschliche Arbeit zu Tage gefördert in der Dampfmaschine die einst in ihr niedergelegte Sonnenwärme ans Licht treten läßt, das Wasser dadurch erhitzt und in die mechanische Kraft des Dampfes übergeht. Dieser aber erzeugt wieder Bewegung, so daß wir in einem

fortwährend vor unseren Augen sich abspielenden Kreislaufe Sonnenwärme in Bewegung sich verwandeln sehen. Aber es giebt noch gewöhnlichere und doch eklatantere Beispiele. So ist die Bewegung des thierischen Körpers nichts als das Resultat der chemischen Verbrennung des Blutes durch den Sauerstoff, der vermittelst der Respiration in die Lungen eingeführt wird. Diese Respiration selbst hat aber auch dieselbe chemische Verbrennung zum Bedingniß. Die Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren, doch möge es an diesen genügen, da jeder denkende Leser im Stande sein wird, sich deren selbst, soviel er will, vorzuführen. Wir führten die obigen nur an, um an ihnen zu zeigen, daß die Behauptung, die Summe aller Kräfte sei Gott, unhaltbar ist. Was würden wir zu einem Gotte sagen, der Proteus ähnlich aus einer Verwandlung in die andere schlüpfte? Wo bliebe ferner wiederum der „persönliche Gott"? Am meisten Anspruch auf Persönlichkeit hätte er vielleicht noch dann, wenn er in unsern Lungen 2c. thätig ist. Was soll uns schließlich ein Gott, der sich zu einem großen Theile auf Jahrtausende hindurch in Steinkohlenfelder einschließen läßt, der dann später voller Lust und Freude oder gleichsam racheschnaubend wie ein wildes Thier über die Schienen dahinschmettert?

c) Dabei dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Theologen Gott als ein unbegreifliches, für unsern Verstand unfaßbares Wesen hinstellen. Ein

Gott, der gleich der Summe aller Kräfte wäre, würde sehr wohl zu erfassen sein, wir können uns sehr wohl eine Vereinigung aller Kräfte vorstellen, wenn sie auch in Wirklichkeit nicht vorkommt.

Diesen Bedenken ließen sich noch beliebig viele hinzufügen, so z. B. das, daß wir alsdann unsern Gott beliebig zwingen könnten, irgend welche Gestalt anzunehmen, da bekanntlich fast alle Kräfte sich in einander überleiten lassen. Doch fort mit dieser unwürdigen Vorstellung, bei der wir nur schon zu lange geweilt haben.

Eine andere Frage ist folgende:

Schon seit den ältesten Zeiten versetzen die verschiedenen Religionen Gott in den Himmel. Dieser wird dabei als ein sich über die Erde gleichmäßig dahinziehendes Gewölbe betrachtet, in dem die Wohnungen Gottes und seiner Seligen sich befinden. Diese Ansicht war aber nach den neueren Forschungen nicht mehr haltbar, denn die Physik und die Astronomie wiesen schlagend nach, daß die blaue Farbe nur durch die blasse Färbung der Luft selbst bewirkt werde, wie wir ja stets an fernen Gebirgszügen bemerken können, und daß die Sterne nicht etwa alle in gleichen Entfernungen von uns an einem „Firmament" angeheftet seien, sondern daß dieselben vielmehr unendlich größere Welten seien, als unsere Erde, die in ganz verschiedener Entfernung von letzterer sich um ihre eigene Achse und zum Theil auch noch um andere größere

Sterne drehen. „Jeder Schulknabe weiß heute", sagt Büchner in seinem „Kraft und Stoff", „daß der Himmel keine über die Erde hergestülpte Glocke ist, sondern, daß wir bei seiner Betrachtung in einen unermeßlichen leeren Raum ohne Anfang und Ende hineinblicken, in welchem nur an einzelnen zerstreuten und fast unendlich weit von einander entfernten, beschränkten Orten sogenannte Weltinseln oder Gruppen von Weltkörpern die ungeheure Oede unterbrechen." Seitdem nun diese Ansicht sich Bahn gebrochen hat, lassen die Herren Theologen es unbestimmt, wo Gott sich eigentlich aufhalte. Kühne Gläubige wähnen ihn auf irgend einem Fixsterne residirend und so fort. Allein auch dergleichen Ansichten sind unhaltbar. Wäre Gott ein reiner Geist, so könnte er sich allerdings unsern Teleskopen entziehen, allein wir haben eben zur Genüge dargethan, daß er ein solcher nicht sein kann, er müßte an irgend einen Stoff geknüpft sein, wenn er überhaupt existirt. Nun weisen uns aber unsere Teleskope nirgends eine Spur von ihm nach, schon ist die Astronomie so weit, daß sie topographische Karten von selbst entfernteren Sternen liefert, über den Mond giebt es ebenso gut eine Selenographie, wie über die Erde eine Geographie, doch nirgends läßt sich eine Spur von einem göttlichen Wesen entdecken. Der Astronom Lalande sagt: „Ich habe den Himmel überall durchsucht, und nirgends die Spur Gottes gefunden."

Aehnlich äußerte sich Laplace, der unsterbliche Verfasser des mécanique céleste, als er von Napoleon gefragt wurde, weshalb er in seinem Buche Gott gar nicht erwähnt habe, indem er antwortete: „Sire, je n'avais pas besoin de cette hypothèse!" Die Wissenschaft hat ferner nachgewiesen, daß die sogenannten Himmelskörper nur aus ganz denselben Elementen zusammengesetzt sind, als unsere Erde. Wo bleibt also die göttliche Substanz? Die einfache Betrachtung, daß alle Weltkörper dem Gesetz der Schwere folgen und sich gegenseitig anziehen, lehrt uns, daß die Verbreitung dieser Körper eine unendliche ist, daß wir nirgends im Stande sind, den letzten, äußersten Stern zu entdecken, sondern hinter dem vermeintlichen Grenzsterne sich eine neue, eben so reiche Welt aufthut u. s. f. Wäre nämlich diese Behauptung unrichtig, so müßten sich die Weltkörper dem Gesetz der Anziehungskraft folgend, früher oder später einmal vereinigen. Da dies noch nicht seit den Jahrmillionen, während deren die Welt besteht, geschehen ist, ja noch nicht einmal die geringste Annäherung zu bemerken ist, muß obige Behauptung wahr sein. Alle diese Weltkörper aber können und müssen nur aus den Stoffen bestehen, die auch für unsere Erde das Material geliefert haben und die, wie Schiller sagt: „bilden das Leben, bauen die Welt". Wäre dies nicht der Fall, so würden die Körper, die aus fremden uns unbekannten Stoffen beständen, dem Gravitationsgesetz nicht ebenso folgen,

als unsere Erde, was sie aber doch thun. Ueberall aber, wo dieselben Stoffe sich finden, sind sie auch mit denselben Kräften begabt, da, wie wir eben gesehen haben, das Sonnenlicht ganz ebenso auf der Erde wirkt, wie oben unter den verschiedenen Sternen; nirgends finden wir also einen Zufluchtsort, eine Aufenthaltsstätte für Gott. „Die uns umgebende Welt," sagt Büchner, „ist ein unendliches Ganze, zusammengesetzt aus denselben Stoffen, getragen von den nämlichen Kräften."

Sechstes Kapitel.

3. Die Thätigkeit eines Gottes läßt sich bei der Entstehung und Erhaltung der Welt nicht nachweisen.

Die Herren Theologen haben die Behauptung aufgestellt, Gott habe, als ihm einmal die Lust dazu ankam, die Welt aus Nichts geschaffen, und regiere und erhalte sie fortwährend durch sein persönliches Eingreifen. Wir stellen dagegen folgende Behauptungen auf: 1) Ein Nichts hat es niemals gegeben, sondern der Stoff ist von Ewigkeit. 2) Die Welt hat sich aus diesem durch Jahrmillionen hindurch herausgebildet. 3) Die Welt erhält sich durch unabänderliche, starre, ausnahmslose Naturgesetze, die nur ein Ausfluß ihrer Beschaffenheit sind. Dem geneigten Leser, der sich vielleicht über unsere Kühnheit wundern wird,

dürfte bald einleuchten, daß wir nicht zu viel behauptet haben. Beginnen wir mit dem Beweise des ersten Punktes.

I. Eines der bekanntesten, physikalischen Gesetze ist das, daß kein absolut leerer Raum existiren könne. Wenn nun der Stoff erst geschaffen worden ist, was hat denn vor ihm den Raum erfüllt? Eine Ausnahme statuiren, wie wir weiter unten genauer sehen werden, die Naturgesetze niemals. — Die genaueren, materiellen Beweise für die Ewigkeit des Stoffes hat uns die Wissenschaft, insbesondere die Chemie, erst in den letzten Jahrzehnten geliefert, obwohl auch schon dem Alterthum diese Wahrheit nicht ganz unbekannt war, da Empedocles, ein griechischer Philosoph, welcher um 450 vor Chr. lebte, sie kannte. Die Waage des Chemikers lehrt uns nämlich, daß ein Körper wohl in seiner augenblicklichen Zusammensetzung vernichtet werden kann, daß diese Vernichtung aber nur in einem Auseinanderfallen der Urstoffe, nie in einer Vertilgung dieser selbst besteht. Der thierische Körper z. B. ist ein Aufbau verschiedener Elemente, nach gewissen Bedingungen in gewissen Formen und Mengeverhältnissen. Der Tod dieses Körpers ist nun weiter nichts, als das Aufhören jener Voraussetzungen, so zwar, daß ohne diese auch nicht mehr die nämlichen Consequenzen bestehen können, und das künstliche Gefüge in seine ursprünglichen Stoffe wieder zerfällt. Diese Stoffe selbst aber lassen

sich niemals vernichten, der thierische Leichnam düngt die Erde, wird selbst Erde, theilt sich der Luft mit, wird Pflanze, Speise, Thier, Mensch, wie der Zufall es gerade fügt. Ein Stück Holz, welches wir verbrennen, scheint von der Welt verschwunden zu sein. Im Gegentheil, das in ihm enthalten gewesene Wasser hat sich der Luft mitgetheilt in der Form des Dampfes und existirt als Dunst weiter fort, die übrigen Stoffe sind ebensowenig verschwunden, sondern liegen sogar sichtbar vor unsern Augen, ja, was noch mehr ist, einzelne sind sogar schwerer geworden, wie sich durch die Waage erproben läßt, da bei der Verbrennung eine Menge Stoffe aus der Luft angezogen worden sind. Dergleichen Beispiele ließen sich eben geradezu Unzählige anführen, doch möge es an obigen genügen, da es unnütz wäre, sich über eine heute so ausnahmslos anerkannte Wahrheit weiter zu verbreiten. Doch können wir uns nicht enthalten, zum Belege dafür jene poetischen Worte des genialen Berliner Gelehrten Dubois-Reymond (dessen Verdienste leider noch so wenig anerkannt werden) anzuführen: „Ein Eisentheilchen ist und bleibt zuverlässig dasselbe Ding, gleichviel ob es im Meteorsteine den Weltkreis durchzieht, im Dampfwagenrade auf den Schienen dahinschmettert, oder in der Blutzelle durch die Schläfe eines Dichters rinnt.“ Aus dieser Unzerstörbarkeit folgern wir mit Recht die Unerschaffbarkeit, mit andern Worten, was nie untergehen kann, muß, wie es

ewig bestehen wird, auch ewig bestanden haben. „Es ist unmöglich," sagt Büchner, „daß die Welt eine geworden sei. Wie könnte etwas geschaffen worden sein, das nicht vernichtet werden kann! Der Stoff muß ewig gewesen sein, ewig sein und ewig bleiben."

II. Beim Beweise des zweiten Punktes kann es nicht in unserer Absicht liegen, dem Leser eine vollständige Schöpfungsgeschichte vorzuführen, mit der man allein schon Bände füllen könnte, vielmehr empfehlen wir dem Leser, der sich des Weiteren über diese Punkte unterrichten will, insbesondere: Lyell, Alter des Menschengeschlechts, Haeckel, natürliche Schöpfungsgeschichte, Darwin, die Entstehung der Arten und die Abstammung des Menschen, sowie als kürzere Abhandlung, die treffliche Darstellung Bocks in der Gartenlaube 1872 Nr. 3. 4. 9. 10. Unsere Aufgabe kann es nur sein, dem Leser die wirkliche, vernunftgemäße Entstehung der Welt skizzenhaft vorzuführen, und daraus unsere Schlußfolgerungen zu ziehen. Nachdem wir im Anfange dieses Kapitels dargethan haben, daß der Stoff, das physische Substrat alles Vorhandenen, nicht geschaffen, sondern ewig ist, liegt uns nunmehr die Pflicht ob, dem Leser zu zeigen, wie dieser Stoff die Erscheinungsformen angenommen hat, in denen er sich uns heutzutage im Großen und Ganzen zeigt. Die heute noch bestehenden, durch kein Fernrohr in Sternenhaufen aufzulösenden Nebelflecken, ferner die Schweife der Kome-

ten führen uns (nach Laplace, „mécanique céleste“) zu der weiter unten noch näher zu bestärkenden Annahme, daß die ganze Welt einst ein Nebelhaufen gewesen sei. Die genauesten Experimente haben uns gezeigt, daß es im ganzen Weltall nicht einen einzigen Stoff gebe, der sich nicht in Gasform verwandeln läßt, also auch umgekehrt aus dieser entstanden sein kann. Ferner haben berühmte Forscher durch die exactesten Berechnungen dargethan, daß der Weltraum Platz genug bietet, um alle vorhandene Materie in einer noch 14 Mal dünneren Gasform als das Wasserstoffgas (so gering ist ungefähr die Dichtigkeit der Kometenschweife) aufzunehmen. Dieser oben erwähnten Dunstmasse wohnten natürlich ebenso von Ewigkeit an alle Kräfte bei, von denen besonders die Bewegung und die Anziehungskraft eine hervorragende Stellung einnahmen und bei der leichten, dünnen Beschaffenheit des Stoffes auch einnehmen konnten. Die Bewegung war dieselbe, die sie auch heute noch ist, nämlich eine rotirende. Die nie ruhende Anziehungskraft zwischen den einzelnen Atomen bewirkte eine stetig fortschreitende Verdichtung der Masse, mit der im Verhältniß auch die Schnelligkeit der Bewegung steigen mußte, da die zu beschreibenden Kreise immer kleiner wurden, die absolute Geschwindigkeit aber dieselbe blieb. Dadurch wurde schließlich die Centrifugalkraft so groß, daß sich theils einzelne Ringe, theils auch über den Rand hervortretende Massen ablösten und nun ihrer-

seits selbständig die Umdrehung weiter fortsetzten, zugleich aber auch der allgemeinen früheren Bewegung folgend, ihren Mutterkern weiter umkreisten. Je kleiner nun letzterer durch diese Ablösungen und durch die immer zunehmende Verdichtung wurde, um so größer wurde die Geschwindigkeit seiner Umdrehung und um so schneller und mächtiger auch die weiteren Ablösungen, bis schließlich die sämmtlichen heute existirenden Weltkörper und auch unsere Erde auf diesem Wege sich abgesondert hatten. Dieser Dunstball, der einst unsere so schöne Erde vorstellen sollte, mußte nothwendigerweise so lange unfruchtbar sein, als seine Verdichtung nicht so weit fortgeschritten war, daß die Dunstform sich in tropfbar flüssige Form verwandelte. Wie auch heute noch im Wasser neue Thiere und Keime zu solchen unter der Einwirkung des Sonnenlichts entstehen (generatio aequivoca), so waren auch damals kleine Wasserthiere und dürftige Wasserpflanzen die ersten Erzeugnisse der Erde, die aber bei der immer noch kolossalen Hitze des Erdballs sich rasch vervollkommten. Als durch immer größere Abkühlung und Verdichtung die Außenfläche des Erdballs sich schließlich mit einer festen Kruste überzog, war der Boden zu einer schnelleren und mannigfaltigeren Entwicklung der unorganischen und organischen Gebilde gegeben. Wenn wir bis hierher etwas genauer waren, so hat dies seinen guten Grund darin, daß dieses Stadium der Entwicklung immer noch den

meisten Zweifeln von Seiten der Superklugen unterliegt. Solche Mohren sind nun aber einmal nicht weiß zu waschen. Nachdem einmal das sich immer mehr verdichtende und kühler werdende Wasser vorhanden war, war damit auch das Substrat für fast $^4/_5$ der Bestandtheile aller Organismen gegeben. Der vom Wasser sich absondernde Schlamm, die schon vorhandenen und bald ihr kurzes Leben beschließenden Organismen, die durch Luft und Wasser wieder zerstörten, anorganischen Gebilde lieferten bald einen reichen und fruchtbaren Humus, auf dem vermittelst der großen Hitze eine üppige Pflanzenwelt emporwuchs. In ihrem Gefolge entwickelten sich auch die pflanzenfressenden Thiere immer mehr und mannigfaltiger, bis sie schließlich in solcher Fülle vorhanden waren, daß sie im Kampfe ums Dasein theilweise sich selber vertilgten. Die veränderte Nahrung führte natürlich eine Veränderung und Vervielfältigung der Racen mit sich, die sich durch die Scheidung zwischen Pflanzenfressern und Fleischfressern vollzog. Auf die fortgesetzte Veredlung der Racen haben besonders zwei Umstände fördernd eingewirkt; 1) Der schon erwähnte Kampf ums Dasein, oder die Concurrenz um die damals immer noch knapp zureichenden Lebensbedürfnisse. Es ist einleuchtend, daß die stärkeren, besseren Thiere einer Race über ihre schwächeren Genossen stets den Sieg davontrugen, während diese letzteren theils selbst verhungerten, theils dem Hunger der

ersteren zum Opfer fielen. 2) Der Kampf um die geschlechtliche Vermischung. Dieser hat insofern eine große Bedeutung, als die kräftigeren Männchen beim Kampfe um das Weibchen über schwächere Nebenbuhler den Sieg davontrugen, dann aber auch bei freier Wahl die Weibchen schönere und kräftigere männliche Exemplare bevorzugt haben werden. Durch diese fortwährende Häufung und Gipfelung der Vorzüge veredelten sich nach und nach die Racen bis zu ihrer heutigen Beschaffenheit. So haben sich die Menschen aus den Affen herausentwickelt und Prof. Bock stellt die nicht unwahrscheinliche Behauptung auf, daß die Affen auf einer gewissen Stufe der Vollkommenheit angekommen, sich in fleisch- und pflanzenfressende geschieden hätten, und erstere zu Menschen fortgeschritten, letztere aber Affen verblieben wären. Freilich könnte ein unvorsichtiger Logiker daraus den Schluß ziehen, daß die heutigen Vegetarianer im Laufe der Zeit wieder zu Affen werden dürften. Leicht ließen sich unzählige Beweise als Belege für die Entwicklung des Menschengeschlechts aus den Affen anführen, doch haben sie in neuerer Zeit eine derartige Verbreitung durch alle Bücher gefunden, daß wir den Leser nur mit Bekanntem zu ermüden fürchten müßten.

Vielmehr wollen wir ihn nur auf zweierlei aufmerksam machen. Er hüte sich, in seinen Vergleichen den gebildeten Europäer mit dem Affen zusammenzu-

halten, wobei ihm unsere Behauptungen wenig einleuchten würden, vielmehr vergleiche er zuerst geniale Europäer, einen Schiller, Göthe ꝛc. mit der Klasse jener gesunkenen Faulenzer großer Städte, besonders London und Paris, und dann in zweiter Linie die Buschmänner, Neuholländer, Kalmucken ꝛc. mit dem Gorilla, Schimpansen und Orang-Utang, den menschenähnlichsten Affen, und er wird unpartheiisch urtheilend, zu dem Resultate kommen, daß die Unterschiede im zweiten Falle nicht so groß sind, wie im ersten. Dann aber bitten wir zweitens den geehrten Leser, daß er die heutige Erde mit ihren Bewohnern anschauend, nicht etwa ein ungläubiges Gesicht mache und sage: „wie ist es denn möglich, daß eine so vollkommene Schönheit und Zweckmäßigkeit, wie sie die Natur uns zeigt, durch sich selbst und aus so kleinen Ursachen entstanden sei?" Der Leser bedenke vielmehr, daß es, bis die Natur es auf ihren heutigen Standpunkt brachte, Millionen und aber Millionen von Jahren bedurft hat, daß hinter uns schon Zeiträume seit der Bildung der Welt verflossen sind, die wir uns nur durch besondere Hilfsmittel einigermaßen begreiflich machen können. Die Astronomen haben nämlich zur besseren Verständlichmachung der Entfernungen, in denen sich die Himmelskörper von uns befinden, die sogenannte Lichtzeit angenommen. Eine Sekunde Lichtzeit ist gleich 42,000 Meilen, da

das Licht in 1 Secunde eine solche Entfernung zurücklegt. 1 Jahr Lichtzeit ist gleich 1,324,512,000,000 Meilen. Nun haben aber die Astronomen gefunden, daß die Milchstraße 4—5000 Jahre Lichtzeit von uns entfernt ist, der nächste Nebelfleck aber schon $4\frac{1}{2}$ Millionen Jahre, und die entferntesten Nebelflecken müssen mindestens 20 Millionen Jahre Lichtzeit von uns entfernt sein, d. h. mit anderen Worten, der Lichtstrahl, den wir jetzt sehen, ist vor 20 Millionen Jahren von diesen Nebelflecken ausgegangen. So lange muß also auch mindestens schon die Welt in Ordnung und Regelmäßigkeit bestehen.

III. Der dritte Punkt, an den wir jetzt herantreten, ist nur ein Ausfluß der beiden ersten; er steht und fällt mit diesen, bedürfte also eigentlich keines speziellen Beweises mehr, doch wollen wir ihn der Genauigkeit halber auch noch berühren. Zweiundsechzig Grundstoffe sind es, die in den verschiedenartigsten Gemengen und Formen unsre Welt zusammensetzen. Belebt und bewegt werden diese Stoffe durch acht Kräfte, damit sind wir mit der Aufzählung des Materials, das die Natur zu ihrer Schöpfung verwendet hat, fertig. Wie wäre es denn anders denkbar, als daß dieselben Stoffe stets dieselben Eigenschaften besitzen, dieselben Wirkungen erzeugen, und

dieselben Gebilde hervorbringen? Die Naturwissenschaft hat trotz des eifrigsten Forschens noch nie Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß irgendwo ein luftleerer Raum freiwillig entstanden sei, daß das Wasser bergauf geflossen, ein Stein durch eigene Schwerkraft in die Höhe geflogen sei rc. Nie gestatten die Naturgesetze eine Ausnahme, weil sie eben nichts sind, als der Ausdruck der allgemeinen Eigenschaften und Kräfte der Urstoffe. Der Tod erfordert seine Opfer unerbittlich. Die Thränen der Mutter, das Jammern der Kinder vermögen nicht den scheidenden Athem des Gatten, des Vaters aufzuhalten, ebenso unerbittlich reißt die Natur auch die Leiche noch an sich. Balsamirt sie ein, verschließt sie in metallene Särge und gemauerte Grabgewölbe, früher oder später erliegt sie doch dem allgemeinen Schicksale: wieder in die Urstoffe zurückverwandelt zu werden, aus denen sie sich gebildet hatte. Aber auch außerhalb der Erde herrschen die Naturgesetze mit der gleichen Regelmäßigkeit. Nur durch Berechnungen über die Schwerkraft, Anziehungskraft, Centrifugalkraft der Sterne hat man das Dasein von Sternen entdeckt, die erst Jahrzehnte später mittelst mehr verbesserter Instrumente wirklich aufgefunden wurden. Auf Jahrhunderte hinaus haben die Astronomen den Lauf der Kometen berechnet, Sonnen- und Mondfinsternisse bestimmt, welche Berechnungen sich fort und fort als wahr ergeben. Wäre dies möglich, wenn die Natur sich Unregelmäßigkeiten zu

Schulden kommen ließe, sich Ausnahmen gestatten wollte ꝛc.? Die Unabänderlichkeit und Allgemeinheit der Naturgesetze ist von gelehrten Forschern für jede einzelne Kraft dargethan worden, doch ist dies nicht einmal nöthig, da die Kräfte ja, wie wir oben gesehen haben, alle in Zusammenhang stehen, und sich aus einer in die andere verwandeln lassen. Nur überschwängliche und abergläubische Naturen können daher bei dem heutigen Stande der Wissenschaft noch an Wunder, d. h. Ausnahmen von den Naturgesetzen glauben. Es hieße den gesunden Menschenverstand unserer Leser beleidigen und in Frage stellen wollen, erlaubten wir uns darüber eine, wenn auch noch so kurze Auseinandersetzung. Mit Recht sagt Büchner in seinem „Kraft und Stoff": „Wunderbar „finden wir es nur, wie ein so klarer und scharfsinniger Kopf, wie Ludwig Feuerbach, so viele Dialektik „aufzuwenden für nöthig hielt, um die christlichen „Wunder zu widerlegen." Wir schweigen also lieber.

Siebentes Kapitel.

4. Ueber die sogenannte Zweckmäßigkeit in der Natur.

Nachdem wir im vorigen Kapitel schon dargethan haben, daß bei der Entstehung und Erhaltung der Welt ein Gott nicht mitgewirkt habe, noch mitwirke, können wir nicht umhin, uns mit einigen

Worten noch gegen diejenigen zu wenden, die mit dem prunkvollen Namen Theologen angethan, uns dadurch Gott als den Schöpfer und Erhalter der Erde anzudemonstriren gedenken, daß sie von der Erhabenheit, Schönheit, Zweckmäßigkeit und praktischen Einrichtung der Welt und der Erde insbesondere ein großes Simmelsammelsurium machen. Wir wollen uns aber die Beweise dieser Herren bei Lichte betrachten. Freilich ersuchen wir unsern geneigten Leser, dies Kapitel lieber nicht zu lesen, falls seine Phantasie nach einer schönen Reise ins Gebirge oder ans Meer noch aufgeregt sein und sich in ihr noch immer der wunderschöne Anblick der in das Meer hinabtauchenden Sonne wiederspiegeln sollte, oder die Erinnerung an einen sich über den Golf von Neapel hinüberspannenden Regenbogen noch wach wäre. Dies Kapitel will vielmehr nüchtern gelesen und verstanden sein. Dann fällt es uns nicht schwer, jene Meinung für thöricht zu halten, die da glaubt, daß der liebe Gott die schöne Schweiz nur zum Vergnügen der Engländer geschaffen habe, die sich dafür prädestinirt glauben, ihr Geld auf dem Continente verschwenden zu müssen.

Die Theologen stützen sich auf den Vers der Bibel, Mos. 1: „Und siehe da, es war sehr gut,“ und behaupten demgemäß, daß Gott als allweiser und allmächtiger Gott im Stande gewesen sei, die Welt so vollkommen, praktisch und schön zu schaffen, als sich nur überhaupt denken lasse, und daß er dies vermöge seiner Allgüte auch

wirklich gethan habe. Wir finden aber bei genauerer Betrachtung soviel Zweckwidriges, Unzweckmäßiges und Unnützes in der Natur, daß man schließlich nicht mehr begreift, wie die Leute überhaupt eine solche Ansicht aufstellen konnten.

Beispiele werden hier unsere Ansicht wohl am verständlichsten erscheinen lassen. Wir entlehnen dieselben Büchners „Kraft und Stoff", da uns diese sehr passend und glücklich gewählt scheinen. Man hält es für eine weise und gütige Einrichtung des Schöpfers, daß er den Thieren im Norden einen dichteren Pelz gegeben habe, als denen im Süden. Wir erblicken darin aber keine Vorsorglichkeit, sondern ein natürliches, sachgemäßes Ergebniß. Wenn wir südlichere Thiere dem Norden acclimatisiren, so bekommen sie nach und nach auch einen dichteren Pelz. „Ist dies nicht vernünftiger," ruft Büchner aus, „als an einen himmlischen Zuschneider zu denken, der jedem Thiere für Sommer- und Wintergarderobe sorgt?" Gott schuf den Hirsch als ein feiges Thier, gab ihm zur Entschädigung aber lange Beine, damit er sich so aus den Gefahren retten könne. Was läßt sich gegen unsere Ansicht einwenden, wenn wir behaupten, daß der Hirsch eben feig ist, weil er Beine hat, die geschickt sind, ihn auf bequemere Art und Weise als durch Kampf aus den Gefahren zu ziehen. Hätte er dieselben nicht, er wäre vielleicht ein sehr muthiges Thier geworden. Ferner sagt man, um noch ein letztes

Beispiel anzuführen, der Maulwurf, der sich mit großer Mühe seine Höhlen selbst bauen muß, hat vom gütigen Schöpfer als besonderes Geschenk schaufelartige Füße erhalten. Wir meinen vielmehr, er hätte nie daran gedacht, in der Erde zu wühlen, wenn er nicht solche schaufelartige Füße hätte. — Da die Menschen die Abwechselung lieben, ist es wirklich höchst liebenswürdig von Gott gewesen, daß er die im Frühjahr und Sommer in Grün prangende Erde im Winter in Weiß kleidet, um uns so genügende Abwechselung zu bieten. Unsere Ansicht ist aber, daß wir erst durch diesen Wechsel in der Natur Geschmack an der Abwechselung gefunden haben. Die Herren Theologen verwechseln eben Ursache und Wirkung mit einander.

Doch sind dies nur Kleinigkeiten gegen die folgenden Argumente: Wozu das Zwecklose, das Schädliche in der Natur? Wir wissen, daß in früheren aber noch historischen Zeiten sehr nützliche Thiere gelebt haben, die aber jetzt ausgestorben sind. Wozu hätte sie ein allweiser Gott geschaffen, wenn er sie bald wieder aussterben lassen wollte? Dagegen haben andere schädliche Thiere seit Jahrhunderten eine solche Fruchtbarkeit entwickelt, daß sie trotz aller scharfsinnigen und genialen Mittel der Menschen kaum zurückgedrängt werden können. Hierher gehören z. B. die Feldmäuse und die Heuschrecken. Mit Recht sagt Giebel, der um die Naturwissenschaft so hoch verdiente Gelehrte: „Wer nur Weisheit, Ziel und Zweck-

mäßigkeit in der Natur sucht, der mag sich an die Naturgeschichte der Bandwürmer wenden und dort seinen Scharfsinn versuchen. Ihre Lebensaufgabe besteht in der Production entwicklungsfähiger Eier und ist lediglich durch die Qual anderer Geschöpfe möglich; Millionen von Eiern gehen zwecklos zu Grunde, einzelne entwickeln den Keim, der Embryo puppt sich ein und verwandelt sich in einen saugenden und zeugenden Skolex, dessen Kinder Eier produciren und in fremden Koth verfaulen. Nichts von Schönheit, Zweckmäßigkeit und Weisheit nach gemeiner menschlicher Auffassung."

Wozu sollte ferner ein allgütiger und allbarmherziger Gott jene zahllosen Krankheiten den Menschen geschickt haben? Die Theologen erklären dieselben als eine Ursache der Sünde. Ungeachtet der Dummheit dieser Beantwortung wollen wir dieselbe einmal für richtig annehmen. Haben wir aber selbst dann nicht immer noch das Recht zu fragen, wozu straft denn Gott die Ausschweifungen eines Vaters an seinem Sohne, vielleicht erst an seinem Enkel durch Schwindsucht, durch Verkrüppelung einzelner Glieder? Warum an unschuldigen Kindern seine Rache und seinen Zorn ausschnauben, ein Verbrechen, das selbst an rohen Kriegern mit dem Tode geahndet wird, warum, fragen wir, dies einem allweisen und allbarmherzigen Gotte zutrauen wollen? Hätte er in seiner Weisheit nicht andere Mittel und Wege

finden können, jenen alten Sünder mit seiner strafenden Hand zu erreichen? Wozu hat er denn seinen Höllenpfuhl, in dem ja ein ewiges Wehklagen alle Verbrechen sühnen soll? Wozu ferner jenes Heer von Mißgeburten, wodurch entweder sonst lebensfähige Körper dem Tode anheimfallen, oder aber lebende, denkende und fühlende Wesen auch äußerlich gleichsam mit einem Fluche behaftet ihr Dasein mühselig dahinschleppen als ein großes Fragezeichen in der Natur?

Darf man es Angesichts dieser Thatsachen dem großen Dichter Musset verdenken, wenn er schwankend zwischen Leugnen und Glauben zu Gott hinaufruft:

„Warum, o Meister ohne Gleichen,
Schufst Du das Uebel denn so groß,
Daß Tugend und Vernunft erbleichen,
Betrachtend sich der Menschheit Loos?

Wenn auf der Erde alle Triebe
Verkünden deiner Gottheit Macht
Und eines Vaters inn'ge Liebe
Auch Hoffnung uns und Güte lacht,

Wie kommts, daß auf dem Erdenrunde
Man so abscheul'che Frevel sieht,
Daß von des Bettlers bleichem Munde
Dein Vaterunser ihm entflieht?

Warum schufst Du im schönsten Werke
So viele Zwietracht ohne Noth?
Wem leiht wohl das Verbrechen Stärke?
Gerechter Gott, wozu der Tod?

(Hoffnung auf Gott von Alfred de Musset, deutsch von J. Vaillant.)

Doch halten wir ein in unsern gerechten Vorwürfen; der Leser wird uns beipflichten und von Herzen unsere Ansicht theilen. Das Werk eines allweisen, allbarmherzigen Gottes kann die Welt nicht sein. Wir sehen darin vielmehr nur die ausnahmslosen Gesetze der Natur. Sie producirt und producirt, ohne sich selbst zu beaufsichtigen und nachzusehen, ob alle stofflichen Voraussetzungen bei ihren Schöpfungsakten vorhanden sind oder nicht.

Wenden wir uns also schließlich zu dem letzten Punkte unserer Darstellung, zu der Frage, die sich der Leser gewiß auch schon gestellt hat: Wie kommt es, daß mir trotz all dessen der Glaube an Gott angeboren ist?

Achtes Kapitel.

5. Die Gottesidee ist uns nicht angeboren, sondern anerzogen.

Die Behandlung dieser Frage wird sich hauptsächlich um den Streitpunkt drehen: Giebt es überhaupt angeborne Ideen, oder giebt es keine solchen? Denn ist letzteres der Fall, so kann eben auch die Gottesidee nicht angeboren sein. In welchem Zusammenhang Gehirn und Seele stehen, oder vielmehr, daß die Seele weiter nichts sei, als Thätigkeitsäußerung des Gehirns, ist von der Naturwissenschaft auf das Allerunwiderleglichste dargethan worden.

Die seit dem frühesten Alterthume aufgestellte

und vom Christenthum zum Dogma erhobene Lehre von einer völlig vom Körper trennbaren und unabhängigen Kraft, Seele genannt, der man deshalb auch Unsterblichkeit vindicirte, hat sich vor den neueren Ergebnissen der Naturwissenschaft als unhaltbar erwiesen. Da die Widerlegung dieser Lehre für unsere Betrachtung nothwendig ist, wollen wir etwas näher darauf eingehen. Durch die eingehendsten physiologischen und psychologischen Forschungen hat man doch nie entdecken können, aus was denn jene „Seele" bestehe, woher sie komme, auf welche Weise und besonders wann sie in den menschlichen Körper eintrete, auf welche Weise sie mit ihm verbunden werde und an ihn gekettet bleibe, wie sie es anfange, den Körper bei dem Tode wieder zu verlassen, wohin sie sich von einem Scheintodten zurückziehe und wo sie schließlich nach dem Tode wieder ihren Aufenthalt nehme. Dies sind alles ungelöste und unlösbare, räthselhafte Fragen, so daß wir uns wahrlich nicht verwundern dürfen, wenn man, um sich wenigstens einige dieser Fragen zu beantworten, auf die absurdesten Theorien, wie z. B. die der Seelenwanderung verfiel. Die Annahme einer besonderen Kraft im Menschen war ein erklärliches und natürliches Hilfsmittel, so lange man sich die wunderbaren Vorgänge im menschlichen Körper, die man Leben nennt, auf andere Weise nicht zu erklären vermochte. Nun wir

aber durch die Physik, Chemie und Anatomie Kunde von diesen Vorgängen erhalten haben, sollen wir da diesen Seele genannten Lückenbüßer nicht wegwerfen dürfen? Die Behauptung, daß diese Seele unsterblich sei, wurde übrigens erst ziemlich spät aufgestellt, ist aber ebenso natürlich. Die Menschen sehen täglich Vorgänge im Leben sich abspielen, die sich weder mit ihrem Gerechtigkeitsgefühle, noch mit der Annahme eines allgütigen und allwissenden Gottes vereinigen ließen. Was war also natürlicher, als daß die Pfaffen, um die einmal errungene Herrschaft über das Volk nicht wieder zu verlieren, ihm lehrten, jene geheimnißvolle Kraft, die in jedem einzelnen Menschen wirke, rühre direkt von Gott her, sei unsterblich und bestimmt, zu Gott wieder zurückzukehren, eventuell aber ewige Strafen zu erleiden. Ließe sich wohl ein energischeres und zugleich doch kräftigeres Mittel finden, um die Menschen im alten Gehorsam zu halten? Der nothleidende Rechtschaffene wurde nun auf die ewigen Belohnungen vertröstet, während dem Sünder, der sich aber vielleicht recht wohl dabei befand, die ewigen Höllenstrafen zur Warnung ausgemalt wurden. Zur schnellen Verbreitung des Unsterblichkeitsdogmas mag auch die dadurch begründete und gerechtfertigte Hoffnung beigetragen haben, die schon verstorbenen Verwandten und Freunde wiedersehen zu können, und mit ihnen in einem besseren Jenseits ewig vereinigt zu sein, ohne Schmerz und ohne Trauer,

sowie ohne die Furcht, dieselben nochmals verlieren zu können. Welchen Trost der Materialismus dafür bietet, werden wir weiter unten zu erläutern Gelegenheit haben. Das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele wurde eigentlich erst von Plato und seiner Schule in die Welt gebracht, und danach vom Christenthum adoptirt, denn im alten Testament existirt es nicht, wenigstens nicht in den vor der babylonischen Gefangenschaft geschriebenen Büchern.

So entstand also der Glaube von der Existenz einer Seele und von der Unsterblichkeit derselben. Ueber letzteren Punkt werden wir, wie schon bemerkt, weiter unten uns zu äußern Gelegenheit finden, über ersteren bemerken wir nur noch Folgendes: Wir haben gesehen, daß man die Existenz einer Seele annahm, weil man sich auf andere Weise die complicirten Thätigkeiten und Lebensäußerungen zu erklären nicht im Stande war. Heute kann man dies aber, wie wir schon oben bemerkt und in einem früheren Kapitel ausführlicher behandelt haben. Virchow sagt: „Leben ist nur eine besondere Art der Mechanik und zwar die allercomplicirteste Form derselben, diejenige, wo die gewöhnlichen mechanischen Gesetze unter den ungewöhnlichsten und mannigfaltigsten Bedingungen zu Stande kommen und daher die endlichen Resultate von den Anfängen der Veränderung durch eine so große Reihe schnell verschwindender Mittelglieder getrennt sind, daß wir die Verbindung nur mit der größ-

ten Schwierigkeit herzustellen vermögen." Dies möge genügen über die sogenannte thierische Seite der „Seele", d. h. denjenigen Theil der Seele, den wir auch mit den Thieren gemein haben sollten, der aber auch die ganze Thierseele ausmache, während zur Vervollständigung unserer Seele noch ein zweiter erhabener Theil, Verstand, Vernunft und freier Wille hinzukäme. Diese, den sogenannten Geist des Menschen bildenden Gaben sind aber nach den Resultaten der modernen Naturwissenschaft, nicht wie obige theologische Ansicht sagt, ein Theil der bei Empfängniß, Geburt oder sonst wann in den Menschen eingetretenen Seele, sondern vielmehr das Product der chemischen Verwandlungen, Zersetzungen ꝛc. der Gehirnsubstanz. Diese Thatsache ist am schlagendsten von Flourens mit Hülfe seiner an Thieren vorgenommenen Virisectionen nachgewiesen worden. Flourens hat nämlich an Thieren, deren Constitution ihm zum Ertragen derartiger Versuche am geeignetsten schien, Gehirnoperationen derart vorgenommen, daß er schichtenweise die Gehirnmasse abtrug. Je weiter er damit fortfuhr, desto tiefer sanken die seelischen Aeußerungen dieser Thiere, desto stumpfer und geistig lebloser wurden sie, bis sie zuletzt gleich den Pflanzen, ruhig auf einem Flecke sitzen blieben und auf keinen äußeren Eindruck mehr reagirten. Dabei gediehen diese Thiere aber körperlich vortrefflich, sie wurden dick und blieben Monate, ja Jahre lang am Leben. „Welchen stär-

keren Beweis," ruft Büchner aus, „will man für den nothwendigen Zusammenhang von Seele und Gehirn verlangen, als denjenigen, den das Messer des Anatomen liefert, indem es stückweise die Seele herunterschneidet?" Ferner haben die Gehirn- und Geisteskrankheiten der Menschen selbst zahlreiche Beweise für unsere Behauptung geliefert, indem bei ersteren immer auch die geistigen Fähigkeiten in irgend welcher Art und Weise afficirt wurden, bei letzteren aber nach dem Tode meist eine Veränderung der Gehirnsubstänz zu bemerken war. Unzählige andere Thatsachen ließen sich noch anführen, doch möge es an diesen genügen.

Nachdem wir so dargethan haben, daß der Geist nichts weiter ist, als ein Product des Gehirns, (der Vogt'sche Ausspruch: „Die Gedanken stehen in demselben Verhältniß zu dem Gehirn, wie die Galle zur Leber, oder der Urin zu den Nieren" hat insofern seine Berechtigung, obwohl das Beispiel nicht ganz richtig ist, da Galle und Urin wirkliche Stoffe, die Gedanken aber immaterielle Producte sind, also auch Leber und Nieren, nicht aber das Gehirn sich bei dem Prozesse verringert), können wir in unserem Beweise nunmehr an die Hauptsache herantreten. Der Gehirnsubstanz, d. h. dem stofflichen Substrate unseres Geistes können keine Ideen aus folgenden Gründen angeboren, d. h. vom ersten Ursprunge an beigesellt sein:

1. Angeborne Ideen müßten schon im Kinde vorhanden, und ebenso stark sein als im erwachsenen

Menschen. Ja wir können behaupten, daß alsdann selbst der Fötus schon ebenso weit sein müßte, als das Kind. Die Erfahrung lehrt aber täglich, daß die Kinder zuerst gar keine Begriffe haben, und die Entwicklung derselben erst nach und nach vor sich geht. Die Lehrmeister des Kindes sind hierbei die Sinne, aus deren Erfahrungen das Kind unbewußt zur Abstrahirung allgemeiner Begriffe gelangt. Moleschott nennt deshalb den Menschen ein Product seiner Sinne, und hat vollkommen Recht damit, denn in der That wissen wir nichts Uebersinnliches, nichts, was wir nicht erst durch die Sinne erfahren hätten. Das neugeborne Kind hat noch fast gar kein geistiges Leben, allerdings ist die stoffliche Grundlage da, später einmal ein solches zu entwickeln, nämlich das Gehirn, aber selbst dieses ist mangelhaft und bedeutend von dem Gehirn eines Erwachsenen verschieden. Das Gehirn des neugebornen Kindes ist viel fett- und phosphor-ärmer, als des erwachsenen Menschen, die Gehirnwindungen sind mangelhaft und weniger tief ausgebildet, der Umfang des Gehirns ist wesentlich kleiner, die weiße Masse überwiegt bedeutend die graue 2c. Alle diese hier erwähnten Thatsachen verlieren sich nach und nach mit dem Alter des Kindes und zugleich sehen wir auch die Folge dieser Veränderungen. Sie besteht nämlich in der fortwährend zunehmenden geistigen Entwickelung. Fragen wir aber nach der Ursache dieser Erscheinung, so können wir

keine andere nachweisen, als die der durch die Sinne aufgesammelten Erfahrungen. Im ersten Kindesalter zeigen die Kinder durchaus keine Spur von der Eigenschaft des Menschen, die sich später in so hervorragender Weise bethätigt, wir meinen die Schamhaftigkeit. Müßte sie nicht auch im Kinde vorhanden sein, wenn sie angeboren wäre? Kinder zeigen oft einen lächerlichen, für uns ganz unbegreiflichen Geschmack, der sich manchmal erst sehr spät verliert, — wie wäre diese Thatsache denkbar, wenn der Sinn für Schönes angeboren wäre?

2. Wenn gewisse Ideen den Menschen angeboren wären, müßten sie sich bei allen und zwar in gleicher Weise vorfinden. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Wir finden vielmehr, daß viele Leute Gut und Böse nicht unterscheiden können, daß sie nicht wissen, was schön und häßlich sei rc. Mit welch anderen Augen sieht nicht z. B. ein Rechtsgelehrter ein begangenes Verbrechen an, als der mit dem Rechtsstudium unbekannte, und vielleicht auch sonst ungebildete Mann! Während der Richter mit einer Art innerer Freude einen schweren Verbrecher der endlichen, gerechten Strafe übergiebt, stürzt sich der rohe Volkshaufe in Wuth auf die ihn ins Gefängniß abführenden Beamten. Welcher Unterschied besteht nicht zwischen dem Urtheile eines Künstlers und eines Laien über irgend ein Kunstwerk. Ersterer wendet sich vielleicht mit Abscheu von dem Machwerke, das der

Laie mit entzückten Augen betrachtet. — Die Unterschiede sind aber noch bedeutender zwischen den Ansichten der civilisirten und der rohen Völker. Welche Verschiedenheiten bestehen nicht zwischen der Schönheit einer Europäerin und einer Japanerin, Mongolin oder Südafrikanerin. Die Japanerinnen färben sich die Zähne schwarz, weil ja die Thiere weiße Zähne haben, die Mongolinnen ritzen sich das Gesicht und den übrigen Körper auf, um narbig auszusehen, während einige afrikanische Stämme ihre Frauen abscheulich finden, wenn sie nicht das Pelele tragen, einen breiten Ring, den sie durch die Oberlippe ziehen. Müßte nicht der Schönheitsbegriff, falls er angeboren wäre, überall ein principiell einheitlicher sein? Aber auch die moralischen Begriffe sind bei den wilden Völkerschaften ebenso verworren und unbestimmt. Gut und böse ist das Nützliche und Schädliche; was moralisch gut ist, wissen sie nicht. So erzählt Waitz in seiner Anthropologie der Naturvölker, daß ein Wilder anfänglich zugab, den Unterschied von Gut und Böse nicht zu kennen, dann aber sagte, Gut ist, wenn er Andern ihre Weiber wegnehme, Bös aber, wenn sie ihm selbst genommen würden. Läßt sich in dieser Aeußerung auch nur eine Spur von Aehnlichkeit mit unseren moralischen Begriffen entdecken?

3) Wenn es angeborne Ideen gäbe, müßten sie Taub-, Stumm- und Blindgeborne ganz ebenso besitzen,

als wir. Die Erfahrung an solchen Unglücklichen lehrt uns aber, daß der Taubstumme nur mit großer Mühe davon zu überzeugen ist, daß es ein Mittel gäbe, mittelst dessen man sich, auch ohne sich zu sehen, in einiger Entfernung verständigen könne. Der Blinde versteht nicht, welchen Begriff er mit dem Worte Farbe, Sonne, Licht verbinden solle. Der Taubgeborne weiß ebensowenig, was Töne, Musik, Melodieen bedeuten. Weshalb dies? Weil Taub-, Blind- und Stummgeborenen die Möglichkeit abgeschnitten ist, durch die respectiven Sinne Erfahrungen zu sammeln und daraus diese Begriffe zu abstrahiren. Mit Recht sagt Moleschott: „Es ist in unserm Verstande nichts, das nicht eingezogen wäre durch das Thor der Sinne." Angeboren ist uns also Nichts, nur anerzogen, erworben werden uns die Begriffe mit Hülfe der Sinne. Freilich müssen sich stoffliche Grundlagen dafür vorfinden, doch sind dieselben so mangelhaft und unausgebildet, daß sie ohne die Sinne uns nie Begriffe vermitteln könnten.

Obwohl mit diesem Beweise eigentlich das Angeborensein der Gottesidee von selbst hinfällt, wollen wir doch der Vollständigkeit halber uns auch über diese speciell kurz auslassen. Cicero behauptet in seiner Schrift „über die Natur der Götter", es fände sich kein Volk, das so roh und ungebildet wäre, daß es keine Gottesverehrung hätte. Dies ist nicht wahr.

Die großartigen Fortschritte der geographischen Entdeckungen des Mittelalters haben uns die Bekanntschaft vieler Völkerschaften in Africa, Australien, dessen Inseln und Amerika verschafft, die absolut keine Idee von einem Gotte haben. Hierher gehören die Kaffern, eine übrigens sehr intelligente Völkerschaft, die Buschmänner und besonders die Goajiren, die Bewohner von Neugranada. Die „Revue des deux mondes“ sagt über die Letzteren: „Sie besitzen keine andere Religion, als die Liebe zur Freiheit und wir konnten nie finden, ob sie aufrichtig an einen Geist glaubten. Wenn der Donner rollt, werfen sie Feuerbrände umher und schreien laut, grade als wollten sie Blitz mit Blitz, Donner mit Donner erwiedern. Doch auch von denjenigen Völkerschaften, die eine Art von rohem Cultus haben, können wir nicht sagen, daß sie eine Gottesverehrung besäßen. Vielmehr werden sie zu ihrem Cultus theils durch die Unwissenheit, theils durch die Furcht geführt. Sie sind nicht im Stande, sich das Verhältniß der Sterne, besonders der Sonne und des Mondes zur Erde zu erklären, sie erblicken den feurigen majestätischen Ball der Sonne aus dem Meere hervortauchen und fühlen seine Kraft und Wirksamkeit, sie sehen den silberweißen Mond in selbstbewußter Ruhe am Himmel dahinziehen und die Gegend mit magischem Lichte übergießen; ist es Angesichts dieser Thatsachen wunderbar, daß der Wilde diese für ihn unverständlichen Wesen

sich geneigt zu machen sucht und dies durch Bitten, wie er als Kind gewohnt war, thut? Die Furcht führt sie insofern zur Annahme eines höheren Wesens, als sie schädliche Thiere, wie die Klapperschlange, das Crocodil, den Alligator und ähnliche sich zu gewinnen suchen. Sie sehen vielleicht, wie so eben das Thier ihren Nachbar mit Haut und Haar verschlungen hat und jetzt seinen Weg nach ihrer Seite nimmt. In ihrer Herzensangst sinken sie nieder, und fangen an, um ihr Leben zu bitten. Das vielleicht schon gesättigte Thier geht ruhig vorüber und hat so den Glauben begründet, daß es durch Bitten zu erweichen und zu versöhnen sei. Aehnlich ist es mit nützlichen Thieren. So betet der Aegypter z. B. die Kuh an 2c. 2c. Können wir aber eine derartige Verehrung eine Gottesverehrung in unserm Sinne nennen? Dort herrscht Furcht und Unwissenheit, bei uns Liebe! Dort wird die Verehrung zum Theil mit verbissnem Hasse dargebracht, bei uns mit den innigsten Gefühlen des Herzens!

Die Ursache, weshalb wir die Gottesidee für angeboren halten, ist sehr erklärlich. Das Bewußtsein des Menschen reicht sehr selten und nur in den äußersten Fällen bis in das fünfte oder sechste Lebensjahr zurück. Was noch vor diesem Zeitraume liegt, ist für ihn nicht mehr erfindlich, es ist ihm indifferent, ob der Zeitraum vor oder nach der Geburt gemeint ist, da letzterer für sein Bewußtsein keinen Abschnitt geschaffen

hat. Der ganze Zeitraum bis zum fünften oder sechsten Jahre, vielleicht noch darüber hinaus, ist für ihn kaum vorhanden. Gerade in ihn fällt aber die Belehrung über Gott seitens der Mutter ꝛc. Mit dem zweiten oder doch wenigstens mit dem dritten Jahre werden dem Kinde täglich die Hände gefaltet und ihm Worte vorgesprochen, die ihm zwar noch unverständlich sind, sich aber unauslöschlich fest in sein Gedächtniß einprägen. Und wir wundern uns noch, wenn man behauptet, daß die Gottesidee uns angeboren sei?!

Neuntes Kapitel.

Schlußbetrachtungen.

Allgemein ist, besonders unter den Theologen, das Jammern und Greinen über den Materialismus und seine verderblichen Consequenzen. Von den Theologen wundert uns dies nicht. Sollten sie sich ruhig ihre fette Melkekuh entreißen lassen? Soviel Entsagungskraft haben sie noch nicht aus dem Christenthum geschöpft. Sie trommeln deshalb lieber allsonntäglich mit den Fäusten auf der Kanzel herum und predigen einen freilich nie zu Stande kommenden Kreuzzug gegen die verderbliche Lehre. Haben doch auch die katholischen Bischöfe von der Opposition es für besser gehalten, den Kampf gegen die Unfehlbarkeit fallen zu lassen und lieber ihre fetten Pfründen

zu behalten. Man darf das den Herren nicht so übel nehmen, denn wo sollen sie denn eine feste Ueberzeugung hernehmen? Das Glauben kann keine Ueberzeugung geben, denn man kann ja heute dies und morgen jenes glauben. Mit dem Wissen ist es etwas Anderes. Seit Jahrhunderten schreitet die Naturwissenschaft stetig fort, und was sie einmal aufgestellt hat, belegt sie fortwährend mit neuen Beweisen. Werden wir nicht heute im Stande sein, aus unserem Wissen eine feste Ueberzeugung zu schöpfen, wenn G a l i l ä i schon vor mehreren Jahrhunderten im Stande war, unter seinem weltberühmt gewordenen „E pur si muove" für seine Ueberzeugung sein Leben auszuhauchen? Wer könnte sich wohl gefallen in dem Zustande des ewigen Schwankens und Zweifelns, der nicht aufhört, den Glaubenden zu beunruhigen? Hundert Mal ruft es in ihm: „Du bist ein Mann, schüttele das unwürdige Joch der Verleugnung und Unterdrückung des Geistes und Denkens von dir ab," doch die Gewohnheit hat über die Meisten schon eine zu große Gewalt erlangt, sie suchen sich daher schließlich einzuschläfern und jenen Mahnruf zu unterdrücken.

Wir sind keineswegs gewillt, gegen die Moral der christlichen Religion zu Felde zu ziehen. Dem Christenthum gegenüber stellen wir uns auf den historischen Standpunkt, gerade wie die katholische Kirche es den mannigfachen Irrlehren gegenüber thut. Wenn

nun aber die Begebenheiten der Profangeschichte als gewaltige und eindringliche Lehren vor uns stehen, können wir da nicht ebenso gut auch vom Christenthume lernen? Wenn wir auch die Glaubenslehre des großen Nazareners total verwerfen müssen, weil wir nicht glauben und nicht glauben können, dürfen wir nicht seine herrlichen Moralvorschriften beibehalten und benützen? Werden wir nicht noch erhabener dastehen, wenn wir diese Lehren befolgen ohne Hoffnung auf Gewinn oder Belohnung, rein aus freiem inneren Antriebe? Ist die Tugend nicht edler, die das Gute übt, aus Liebe zum Guten, nicht aber aus Hoffnung auf Belohnung oder gar aus Furcht vor Strafe? Sind wir Menschen denn wirklich noch wie kleine Schulkinder, daß man uns Zuckerbrot versprechen oder mit der Ruthe drohen muß, wenn man etwas von uns erreichen will? Die Unsterblichkeitslehre war vielleicht das einzige Mittel, um junge, unreife Völker im Zaume zu halten, wir bedürfen ihrer nicht mehr. Der Mensch hat sich selbst erkannt, und deshalb wird der thatkräftige Mann mit verdoppeltem Eifer nach Vollkommenheit streben, weil er weiß, daß nur während seines Erdenlebens ihm dazu Zeit geboten ist. Mit der ganzen Energie seines Daseins wird er suchen, die Krone jener höheren Unsterblichkeit zu erreichen, die ihn durch Jahrtausende hindurch im Munde seines Volkes weiter leben läßt, da er weiß, daß es eine andere nicht giebt. Wenn die

Unsterblichkeitslehre den Christen die Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits giebt, so belebt uns dagegen der freudige Gedanke, daß unsere Verstorbenen fortwährend um uns sind, ja vielleicht in uns leben und weben und so selbst nach ihrem Tode noch ihre segensreiche Thätigkeit fortsetzen. Denn der Stoffwechsel lehrt uns, daß der todte Körper zwar nach und nach seine frühere Zusammensetzungsweise aufgiebt, daß aber die einzelnen Urstoffe zu weiterer Thätigkeit mit der übrigen Materie sich wieder vereinigen.

Man hat dem Materialismus vorgeworfen, er sei weiter nichts, als die Aufforderung zu einem frohen, lustigen, ungebundenen Leben: „essen und trinken wir, denn morgen leben wir nicht mehr." Dieses ist aber Unrecht, denn wenn der Materialismus uns auch lehrt, daß wir keinen so absolut freien Willen besitzen, wie ihn uns das Christenthum so gern andediciren möchte, um uns für Alles verantwortlich machen zu können, wenn wir den freien Willen, sagten wir, auch nicht in diesem Grade besitzen, weil das stoffliche Substrat des Gehirns die Vorbedingung unserer Entschließungen ist, so haben wir doch durch unser ganzes früheres Leben Gelegenheit gehabt, durch die schon oben erwähnten Abstractionen unserer Sinne Erfahrungen zu sammeln, Grundsätze zu bilden und Entschlüsse zu fassen. Insofern können wir uns nicht von der Verantwortlichkeit für unser Thun und Lassen freisprechen, so daß

der rechtschaffene, biedere Charakter jenen oben citirten Lebensspruch aus dem Materialismus nicht folgern darf.

Auf der andern Seite bietet aber der Materialismus einen großen Vortheil, nämlich den der Ruhe. Wir wissen, daß unser Schicksal in unsere eigene Hand gelegt ist, keine überirdische Macht ist im Stande unser mühseliges Schaffen mit einem Schlage zu vernichten, die Arbeit langer Jahre zu vereiteln und unsere Errungenschaften uns zu entreißen. In Wahrheit ist jeder seines Glückes eigner Schmied, und wir glauben, daß er weit froher an diese harte Schmiedearbeit herantreten wird, da er weiß, daß seine Arbeit nicht umsonst sein kann, falls er selbst nur *will*. Schwache Geister freilich, die immer einer Stütze bedürfen, werden sich durch diese Lehre ihrer Krücke beraubt fühlen, der starke Charakter aber fühlt sich gewiß um so sicherer. Doch ist eben nur diesem überhaupt etwas beschieden, Erstere werden stets leer ausgehen.

„Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt."

Indem wir so am Schluß unserer Abhandlung angekommen sind, fühlen wir uns gedrungen, unsern geehrten Lesern ein Wort *Feuerbach's* zuzurufen, ein Wort, das geeignet ist, ihnen die Motive unserer kleinen Schrift darzulegen, ihnen zu zeigen, weshalb wir eigentlich die Feder in die Hand genommen haben: „Mir war es und ist es vor Allem darum

1 r 15 d. ß.

zu thun, das dunkle Wesen der Religion mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, damit der Mensch endlich aufhöre, eine Beute, ein Spielball aller jener menschenfeindlichen Mächte zu sein, die sich von jeher, die sich noch heute des Dunkels der Religion zur Unterdrückung des Menschen bedienen. Mein Zweck war, zu beweisen, daß die Mächte, vor denen sich der Mensch in der Religion beugt und fürchtet, nur Geschöpfe seines eigenen, unfreien, furchtsamen Gemüths und unwissenden, ungebildeten Verstandes sind, zu beweisen, daß überhaupt das Wesen, welches der Mensch als ein anderes, von ihm unterschiedenes Wesen in der Religion und Theologie sich selbst gegenübersetzt, sein eigenes Wesen ist. Der Zweck meiner Schriften ist: Die Menschen aus Theologen zu Anthropologen, aus Theophilen zu Philantropen, aus Candidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, aus religiösen und politischen Kammerdienern der himmlischen und irdischen Monarchie und Aristokratie zu freien selbstbewußten Bürgern der Erde zu machen. Mein Zweck ist daher nichts weniger als ein negativer, verneinender, sondern ein positiver; ja ich verneine nur, um zu bejahen, ich verneine nur das phantastische Scheinwesen der Religion und Theologie, um das wirkliche Wesen des Menschen zu bejahen." —
